

Matthias Schmidt

Das Ich als essayistische Figuration : zum Problem der Methodologie in Siegfried Kracauers „History“

Studia Germanica Gedanensia 32, 122-131

2015

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Gdańsk 2015, Nr. 32

Matthias Schmidt
Universität Wien

Das Ich als essayistische Figuration. Zum Problem der Methodologie in Siegfried Kracauers „History“

The „I“ as essayistic prefiguration. On the problem of methodology in Siegfried Kracauer’s „History“. In my paper I describe the parallels between Siegfried Kracauer’s late work „History. The last things before the last“ and Adorno’s understanding of an essayistic mode of writing. On the basis of Kracauer’s claim of developing a critical methodology which fulfils the specific requirements of his essayism I try to demonstrate how he systematically performs a weakening of the theorist’s voice within his text. By referring to Erich Auerbach’s concept of *figura*, this strategy can be understood as a quasi-methodical paradigm expounding an assumingly omniscient point of view.

Keywords: essayism, methodology, prefiguration, Kracauer

In meinem Beitrag rekonstruiere ich die Parallelen, die zwischen Siegfried Kracauers spätem Text „History. The last things before the last“ und Adornos Auffassung einer essayistischen Schreibweise bestehen. Ausgehend von Kracauers Anspruch, eine Methodologie zu entwickeln, die den besonderen Anforderungen des Essayismus genügt, versuche ich zu zeigen, dass er eine systematische Schwächung der auktorialen Sprechposition des Theoretikers vollzieht. Diese lässt sich weniger als eine problematische Verallgemeinerung, denn als verallgemeinerte Problematisierung verstehen, da sie – unter Rückgriff auf Erich Auerbachs Konzeption der *figura* – als rhetorische Figuration inszeniert wird. Die Sphäre der Rhetorik wird so zum Ausgangspunkt einer reflexiven Methodologie, die auf ihren prekären verallgemeinernden Status verweist.

Schlüsselwörter: Essayismus, Methodologie, Präfiguration, Kracauer

Das vielgestaltige Œuvre Siegfried Kracauers ermöglicht zahlreiche offensichtliche und auch weniger offensichtliche Verbindungen zum Essayismus. Wenn nachfolgend ein solcher Blick auf das Spätwerk, genauer gesagt seinen letzten, Fragment gebliebenen Text „History“¹ rekonstruiert werden soll, dann geschieht dies unter der Annahme, dass dort zentrale Problemkonstellationen essayistischen Schreibens nicht nur verhandelt, sondern auf einer vorsichtig generalisierenden Ebene als Paradigmen umgesetzt werden. Meine These

¹ Der Text wird zitiert nach der Werke-Ausgabe: Siegfried Kracauer, Geschichte – Vor den letzten Dingen, herausgegeben von Ingrid Belke, Frankfurt am Main 2009. Nachfolgend zitiert als „Geschichte“ – der englische Originaltext wird zitiert nach: Siegfried Kracauer, History. The last things before the last, New York 1969, unter der Abkürzung „History“.

wird dabei lauten, dass Kracauer im Rahmen einer implizit entwickelten Methodologie alternative Konzepte formuliert, um eine begriffsschwache Vorgehensweise geisteswissenschaftlichen Schreibens zu perspektivieren, die gleichermaßen Abstand von einer Methode und einer reinen Kasuistik zu halten versucht. Dieses umsichtig verstetigte Problembewusstsein erstreckt sich dabei auf alle Ebenen des Textes – als Problematisierung von Begriffssprache, argumentativer Konjunktion, von latenten Metanarrativen bis hin zum generellen Arrangement der textuellen Konstruktion –, weshalb hier nur die Frage nach der Instanz des zentralen Ankerpunkts für Abstraktionen, dem „Ich“, herausgegriffen wird, um nach den produktiven Anregungen Kracauers für die Theoretisierung des Essayistischen zu fragen.

Kracauers *écriture* bewegt sich vorrangig in den zwielichtigen Zonen zwischen den akademischen Disziplinen und Usancen, ohne diesen, etwa unter Zuhilfenahme des Ausdrucks „Interdisziplinarität“, zugerechnet werden zu können. Was einerseits eine gesteigerte Agilität und fruchtbare Perspektivik des Denkens verspricht, kann andererseits auch als eine problematische Distanz der zu legitimierenden Diskurspraktiken erscheinen, was sich auch in der nach wie vor verhaltenen Rezeption seiner Schriften abzeichnet.² Es verwundert insofern nicht, dass Kracauer sein letztes Werk „History“ vorrangig als eine Metareflexion dieser theoretischen Schwebeposition verstanden wissen wollte und es daher nachdrücklich als sein „wichtigstes Buch“³ apostrophierte. Die zahlreichen Idiosynkrasien, die diese Schreibweise ausmachen, haben allerdings nicht dazu geführt, dass sie als reflektierte Textstrategien rezipiert wurden. Vielmehr erschienen die unterschiedlichen Herangehensweisen der Arbeiten Kracauers als zu disparat, weshalb sie über die Hilfsgröße der „Autobiografie“ mit scheinbarer Kohärenz versehen und daraufhin gedeutet wurden.⁴ Dies ist gerade bei „History“ bemerkenswert, wo die Eigentümlichkeiten seiner Schreibweise in einem unverhohlenen Naheverhältnis zu seinem programmatischen Anspruch stehen, nicht nur eine Geschichte, sondern auch eine geisteswissenschaftliche Epistemologie „von unten“ zu entwerfen. Sein „letztes Ziel“ bestehe in

„einer Neudefinition und Rehabilitierung bestimmter Denkweisen, die Historikern eigentümlich sind. Aber nicht nur ihnen. Ihre Art zu argumentieren und zu reflektieren herrscht in dem ganzen Bereich

² Vgl. Stephanie Baumann, Im Vorraum der Geschichte. Siegfried Kracauers „History – The last things before the last“, Konstanz 2014, S. 19–22.

³ Siegfried Kracauer an Siegfried Unseld, Brief vom 13.12.1966, Kracauer-Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach [72.1857/7]. Vgl. Baumann, Im Vorraum der Geschichte, S. 9.

⁴ Diese Tendenz in der Kracauer-Forschung hält sich seit Adornos dahingehender Interpretation (vgl. Der wunderliche Realist, in: Noten zur Literatur, Frankfurt am Main 1997, S. 388–408.) nicht nur wegen der scheinbar „personalen“ Erzählweise seiner Schriften so hartnäckig, sondern bezieht ihre Legitimation auch aus einer erst langsam revidierten Grundhaltung innerhalb der Exilforschung, die einer theoretischen Lesart tendenziell die biografische Partikularität der Autor_innen als Deutungsmuster vorzieht. Vgl. beispielsweise: Baumann, Im Vorraum der Geschichte, S. 13, wo „History“ als „intellektuelle Autobiographie“ gefasst wird. Eine der wenigen Ausnahmen bildet der Aufsatz „An den Rändern des Subjekts. Siegfried Kracauers Konzept der Zurücknahme als Überleben“ von Gaby Babic und Anke Zechner, in: Drehli Robnik, Amália Kerekes, Katalin Teller (Hg.): Film als Loch in der Wand. Kino und Geschichte bei Siegfried Kracauer. Wien 2013, S. 89–102.

vor, in den die Geschichte fällt – ein Bereich, der an die Welt des Alltags grenzt, die *Lebenswelt* – und der sich bis an die Grenzen der eigentlichen Philosophie erstreckt.“⁵

Mit der so umrissenen Einsatzebene seines Denkens wird greifbar, dass es sich vorrangig um eine Kritik des *modus operandi* innerhalb eines weitläufigen „Bereichs“ handelt, der sich von der Lebenswelt bis an die Ränder der „eigentlichen“ Philosophie, die hier für die höchste Stufe der theoretischen Abstraktion steht, erstrecken soll. Es verwundert also nicht, wenn die programmatischen Anforderungen, die hiervon ausgehend an eine entsprechende Schreibweise formuliert werden, zahlreiche Parallelen zu essayistischen Konzeptionen aufweisen, die eine ähnlich bewegliche Perspektive zwischen Erfahrung und Reflexion für sich reklamieren. Um dieses Verhältnis schematisch zu skizzieren, bietet sich ein Abgleich mit Adornos nicht minder apodiktisch vorgebrachten Bestimmungen der essayistischen Verfahrensweise an, da dessen zugrundeliegendes Verständnis von „Dialektik“ zugleich einen expliziten Abstoßungspunkt von Kracauers Geschichtsbuch markiert.

Den einzelnen Kapiteln von „History“ ist eine kurze Einführung vorangestellt, die über die Motivation und Aspirationen des Werks Auskunft geben soll. Darin finden sich teils bildlastige, teils narrative Entwürfe einer alternativen „Weise des Denkens und Lebens“⁶, die das insgeheimere Gravitationszentrum des ganzen Buchs bildet. Ausgehend von der Historiographie entsteht so das Bild eines schreibenden Denkens, das sich vor allem durch eine Distanz zu anämischen Abstraktionen, zu erstarrten Denkgebäuden und, ins Ethische zielend, zu einer unmenschlichen Prozessierung und Subsumption von Fakten auszeichnet. Im Sinne eines kursorischen Vergleichs ergeben sich so, was die Absicht des Unternehmens anbelangt, etliche Parallelen zu Adornos emphatischem Essay-Verständnis: Zuerst finden sich diese in der negativen Abgrenzung von szientistischen Positionen auf der einen, von Kunst auf der anderen Seite, wobei beide Richtungen in der Frage nach der Methode bzw. Methodenfreiheit konvergieren – oder wie es Adorno auf einen aporetischen Nenner bringt:

„Der Essay aber wählt sie [die Erfahrung, MS] als Vorbild, ohne sie, als reflektierte Form, einfach nachzuahmen; er vermittelt sie durch seine eigene begriffliche Organisation; er verfährt, wenn man will, methodisch unmethodisch.“⁷

Diese geteilte kritische Distanz zu einer stets präformierten Erkenntnishaltung richtet sich dabei bei beiden Autoren auf ähnliche Zielvorstellungen: die Vermeidung dogmatischer Positionen,⁸ die Erhaltung einer gewissen gedanklichen Bewegungsfreiheit,⁹ die perspektivisch situierte

⁵ Geschichte, S. 232.

⁶ Ebd., S. 16.

⁷ Theodor W. Adorno, Der Essay als Form, in: Noten zur Literatur, Frankfurt am Main 1997, S. 9–33, hier S. 16.

⁸ Adorno, Essay als Form, S. 17; Geschichte, S. 18 bzw. 23.

⁹ Adorno thematisiert diese vor allem anhand des Begriffs des „Spiels“, vgl.: Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, Frankfurt am Main 1997, S. 25–26; Kracauer bleibt vage, indem er sich auf die Erkundung des besagten Zwischenbereichs bezieht: Geschichte, S. 23.

Ideologiekritik¹⁰ und auch die prozessuale Agilität essayistischen Denkens.¹¹ Hinsichtlich einer vagen Bestimmung der essayistischen Tugenden, wie sie beispielsweise Peter V. Zima referiert, scheinen sich beide Denker in die brüchige Tradition der Essayistik einzuordnen – Zima zufolge bilden die Begriffe der „Nichtidentität von Subjekt und Objekt, Erfahrung, Offenheit und Dialog, Ambivalenz, Kontingenz und Konstruktivismus“ zentrale thematische Schnittmengen essayistischer Schreibweisen.¹²

Sobald man diese Fluchtpunkte allerdings auf die epistemischen Voraussetzungen befragt, die ihnen eingeschrieben bleiben, zeichnen sich deutliche Divergenzen ab: Während Adorno einen Erfahrungsbegriff bemüht, der sich vor allem auf die sprachlichen und gesellschaftlichen Deformierungen und das daraus resultierende „Leiden“ gründet,¹³ entwirft Kracauer vielmehr die positive Perspektive eines gelingenden Weltverhältnisses bzw. der Möglichkeit, „daß wir uns erschöpfend durch die Standpunkte hindurcharbeiten, um uns ihrer zu entledigen“, da es auf die „letzten Fragen“ kein „letztes Wort“ zu finden gebe.¹⁴ Bei beiden Denkern bildet insofern nicht der vermeintlich rein zu erhaltende „Ursprung“ der Erfahrung den Ansatzpunkt für eine Kritik der szientifischen Logik, sondern eine defensive bzw. konstruktive Pragmatik inmitten der diskursiven Verweisungszusammenhänge, denen wir je schon angehören. Dementsprechend weichen auch die jeweiligen Sprachauffassungen voneinander ab: Adorno situiert den Essay kategorisch im Medium der Begriffssprache, das er mit der Philosophie teilt –wenngleich der Essay sich seine Freiheit bewahre, indem er „die Definition seiner Begriffe [verweigert].“¹⁵ Die essayistische Sprache arbeite sich, so Adorno, an ihrem irreduziblen Defizit ab, den ‚Sachen‘ nicht oder immer nur ungenügend zu entsprechen. Dieser unabschließbare Modus der möglichst dichten, kreisförmigen Annäherung entspricht dem Ideal seiner „Dialektik“. ¹⁶ Kracauer hingegen wirkt unbeschwerter, da es ihm

¹⁰ Während Adorno diese als elementare Ausrichtung seiner Anti-Systematik begreift (Negative Dialektik, S. 29), bzw. im Essay als „Akzentuieren des Partiellen gegenüber der Totale, im Stückhaften“ fasst (Essay als Form, S. 17), sieht Kracauer die Ideologie scheinbar als unvermeidliche „Verfestigung“ von Ideen an, deren Bewegungsenergie abgenommen hat. Sein Interesse richtet sich daher ausdrücklich auf den „statu nascendi großer ideologischer Bewegungen“, deren Ideologiehafteigkeit nicht gewertet wird. Sein Fokus bezieht sich dagegen auf den spezifischen Aggregatzustand, der „die größte Transparenz gegenüber den Wahrheiten hat“ (Geschichte, S. 14–15.)

¹¹ Vgl. Adorno, Essay als Form, S. 29: „Bewegt sich die Wahrheit des Essays durch seine Unwahrheit, so ist sie nicht im bloßen Gegensatz zu seinem Unehrliehen und Verfemten aufzusuchen, sondern in diesem selber, seiner Mobilität, seinem Mangel an jenem Soliden, dessen Forderung die Wissenschaft von Eigentumsverhältnissen auf den Geist transferierte.“ Kracauer spricht hingegen vom Risiko, die „Doppeldeutigkeit“ zu verwickeln, „die sie als Wahrheit kennzeichnet.“ (Geschichte, S. 18.)

¹² Peter V. Zima, Essay/Essayismus. Zum theoretischen Potenzial des Essays. Von Montaigne bis zur Postmoderne. Würzburg 2012, S. 23.

¹³ Adorno, Negative Dialektik, S. 29: „Das Bedürfnis, Leiden beredt werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit. Denn Leiden ist Objektivität, die auf dem Subjekt lastet; was es als sein Subjektivstes erfährt, sein Ausdruck, ist objektiv vermittelt.“

¹⁴ Geschichte, S. 16.

¹⁵ Adorno, Essay als Form, S. 19.

¹⁶ „Dialektik, dem Wortsinn nach Sprache als Organon des Denkens, wäre der Versuch, das rhetorische Moment kritisch zu erretten: Sache und Ausdruck bis zur Indifferenz einander zu nähern.“ (Adorno, Negative Dialektik, S. 66.)

auch mit nichtbegrifflichen Mitteln darum zu tun ist, „Ziele und Verhaltensweisen zu rehabilitieren, die noch eines Namens ermangeln und folglich übersehen oder falsch beurteilt werden.“¹⁷ Erneut wird deutlich, dass es für Kracauer keine strukturelle, also epistemologische Vorentscheidung der Frage gibt, ob diese Namen überhaupt gefunden werden können. Stattdessen geht es ihm um den Nachweis, dass es Wege gibt, diese „Verhaltensweisen“ als legitime Darstellungspraxis nicht nur zu problematisieren, sondern sie aktiv einzufordern. Indem er konkret von „typische[n] Vorraum-Denkweisen“ spricht, behauptet er auch deren erfolgreiche modellhafte Umsetzung,¹⁸ – und postuliert eine positive Erweiterung des möglichen Denkraums, entgegen Adornos prästabilerter, sprachlicher Insuffizienz.

Auch wenn sich diese Liste der tiefgehenden Divergenzen zwischen Kracauer und Adorno im Medium des Essays noch länger fortsetzen ließe, geht es mir vor allem darum, diese Auffassungsunterschiede auf ein Kernproblem hin zuzuspitzen, nämlich die Frage, ob sich all jene Anforderungen und Zielsetzungen zu einem tradierbaren Modell bündeln lassen. Dies ist gleichzeitig die Frage nach dem prekären Suffix des -ismus, dem sich jeder essayistische Ansatz zu entziehen versucht, um alle an eine Methode erinnernden Züge präventiv zu dementieren.¹⁹ Gleichzeitig verweist diese Spannung darauf, dass die Perspektivität und Partikularität des Essays an eine fundierende Subjektposition rückgebunden bleibt, die das ganze Spektrum seiner kritischen Initiativen allererst ermöglicht. In anderen Worten lässt sich an beide Ansätze daraufhin die Frage richten: Wie lassen sich die beiden Pole der subjektiven Erfahrung und der intersubjektiven Wahrheit im Rahmen einer Vorgehensweise zusammenführen, die den Gehalt der Aussage nicht durch ein standardisiertes Verfahren oder eine methodische Formatierung verflüchtigt?

Adornos Ausweg, der über die Formulierung einer „methodisch unmethodischen“ Strategie hinausreicht, liegt in der Annahme, dass die Legitimation eines solchen Denkens – und damit seine gelingende Durchführung – nur im Prozess erwiesen werden kann.²⁰ Dementsprechend vermeidet er es, seine Vorstellung des essayistischen Modus zu abstrahieren oder zu formalisieren, da der Essay „radikal im Nichtradikalismus, in der Enthaltung von aller Reduktion auf ein Prinzip“ sei.²¹ Problematisch an dieser engen Verknüpfung mit seiner philosophischen Grundposition bleibt dabei, dass man dem Essay keine modellhaften Strukturbestimmungen abgewinnen kann, die von seiner eben nicht generell fixierbaren Dialektikauffassung abweichen.²² Diesen Rückzug auf eine Denkbewegung, die sich nur als Komplexität ihres nicht weiter reglementierten, negativ definierten Vollzugs bestimmt wissen will, nahm Kracauer umgekehrt zum Anlass für eine deutliche Abgrenzung von Adorno.

¹⁷ Geschichte, S. 12.

¹⁸ Ebd., S. 232.

¹⁹ Vgl. Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin 1995, S. 269–291.

²⁰ Vgl. Fn 11; Peter V. Zima weist darauf hin, dass Adornos Verfahrensweisen durchaus formalisiert werden können, um auch im positiven Sinne als Leitbegriffe zu fungieren. Vgl. Zima, *Essay/Essayismus*, S. 154–161.

²¹ Adorno, *Essay als Form*, S. 17.

²² Im Rahmen der Negativen Dialektik formuliert Adorno die Notwendigkeit, diese gewissermaßen anhand von „Modellanalysen“ zu erweisen: Adorno, *Negative Dialektik*, S. 39: „Das Modell trifft das Spezifische und mehr als das Spezifische, ohne es in seinen allgemeineren Oberbegriff zu verflüchtigen.“

Ausdrücklich distanziert er sich von „Adornos entfesselte[r] Dialektik, die die Ontologie gänzlich eliminiert“:

„Seine Ablehnung jeder ontologischen Bestimmung zugunsten einer unbegrenzten Dialektik, die alle konkreten Dinge und Wesenheiten durchdringt, scheint nicht von einer gewissen Willkür getrennt werden zu können, einem Fehlen von Inhalt und Richtung in diesen Reihen materialer Bewertungen. Der Begriff der Utopie wird daher von ihm notwendig auf rein formale Weise als ein Grenzbegriff benutzt, der am Ende unweigerlich wie ein *deus ex machina* auftaucht.“²³

Wenn Utopie aber, nach Kracauer, kein formaler, unaufgelöster Rest sein darf, sondern eine inhaltliche Richtungsnahe voraussetzt, muss sein Entwurf einer Methodologie tatsächlich eine Schwebeposition konturieren, die gleichermaßen von subjektiver Willkür absieht und eine kritische Distanz zu verallgemeinernden Begriffen hält. Für diesen von ihm als „Zwischenbereich“, bzw. als „Vorraum der Philosophie“²⁴ bezeichneten Raum bedarf es anstelle von Begriffen also einer Reihe von Denkfiguren, die auf reflektierte Art beschränkte Allgemeinheiten zu formulieren imstande sind. Indem diese ihre Validität nicht mehr aus einem systematischen Zusammenhalt schöpfen können, der zur Behauptung philosophischer Kohärenz notwendig wäre, benötigt Kracauer gleichzeitig eine arrangierende Perspektive, die keine bloß subjektive sein darf. Oder anders formuliert, um nicht im Kern einer aufwendigen Theorie dennoch ein schier willkürliches Fundament zu erhalten, wie Kracauer dies an Adorno kritisiert, ist es notwendig, eine tendenziell entsubjektivierte Autorinstanz anzusetzen, die gleichermaßen die Vorgehensweise der Historiker_innen wie auch seine eigenen Ausführungen als verallgemeinerbare ‚Methodologie‘ beglaubigt. Hier wiederholt sich die Schwierigkeit, wie eine differenzsensible, auf das Partikulare gerichtete Verfahrensweise in allgemeiner Form überhaupt bestimmt werden kann. Kracauer, der an die „Kontrollmacht“²⁵ vermeintlich absoluter Wahrheiten erinnert, fordert daher angesichts der „Ambiguität“, die „in diesem Zwischenbereich wesentlich“ sei: „Eine beständige Anstrengung seitens seiner Einwohner ist erforderlich, um den widerstreitenden Erfordernissen zu entsprechen, denen sie sich an jeder Wegbiegung zu stellen haben.“²⁶ Die somit angedeutete Agilität, mit der einer wesenhaften „Ambiguität“ im Sinne der flüssig zu erhaltenden „Wahrheit“ begegnet werden muss, richtet sich gegen die Instanz eines auktorialen Ichs, das den drapierten Fakten und Argumenten ihre vermeintlich plausibilisierende Kohärenz garantiert. Und diese Einschränkung der versichernden Sprechinstanz gilt umso mehr für Kracauers eigene Darstellung, die in vorsichtig generalisierender Weise eine allgemeinere Bestimmung dieser Diskurshaltung versucht. Wie nun lässt sich dieses Ich gleichermaßen in seiner souveränen Stabilität bezweifeln und zugleich als eine positive Bestimmung (in dieser Ontologie des Zwischenraums) formulieren, die reflexiv auf die problematischen Gehalte dieser Voraussetzung aufmerksam macht?

²³ Geschichte, S. 220.

²⁴ Geschichte, S. 232.

²⁵ Ebd., S. 236.

²⁶ Ebd., S. 236–237.

Bezogen auf die Vorgehensweise der Historiker_innen finden sich zahlreiche Stellen, an denen der Topos einer Unterordnung ihrer Subjektivität unter das Material bemüht wird.²⁷ Diese „Schwächung“ wird positiv auch als eine Unabhängigkeit gegenüber den eigenen kulturellen Prägungen formuliert, wie sie in der Figur des „Exilierten“ und des „Fremden“ greifbar werden.²⁸ Und auch im größeren Maßstab, also hinsichtlich des Kracauer'schen Ichs, das noch die prekäre Methodologie vorträgt, lassen sich solche Tendenzen ausmachen. Bei genauerer Betrachtung erweist sich die Perspektive dieses auktorialen Ichs vom ersten Satz an als problematisch:

„Die antiken Historiker pflegten ihre Geschichtswerke mit einer kurzen autobiografischen Vorrede einzuleiten – so, *als ob* sie den Leser unverzüglich über ihren Standort in Zeit und Gesellschaft in Kenntnis setzen wollten, über jenen *archimedischen Punkt*, von dem sie dann aufbrachen, um die Vergangenheit zu durchwandern. Ihrem Beispiel folgend ...“²⁹

Kracauer versieht die Möglichkeit einer solchen Verortung mit einem doppelten Fragezeichen: einerseits durch die Konditionalform des „als ob“, das bezweifeln lässt, inwiefern eine solche Lokalisierung überhaupt möglich ist, andererseits aber durch den Verweis auf den „archimedischen Punkt“, der anders als ein mythisches Desiderat gar nicht gedacht werden kann. Wenn daraufhin auch einige scheinbar autobiografische Hinweise Kracauers folgen, so wird doch deutlich, dass die vermeintlich personale Erzählstimme Kracauers weder einem neutralen Theoriesubjekt entspringt, noch eine biografistische Verankerung am empirischen Autor ermöglichen kann.

Das Unternehmen einer beständigen Fiktionalisierung dieses Ichs zieht sich durch den gesamten Text und wird immer wieder mit den expliziten Ich-Schwächungen der Historiker_innen verwoben.³⁰ Im Rahmen der Einführung allerdings wird die relativierte Sprechposition nicht nur allgemein genannt, sondern auch als eine reflektierte Zwischengröße *entwicket*. Dies wird deutlich, wenn die Zielsetzungen Kracauers, wie sie auch oben als Parallele zu essayistischen Schreibformen rekonstruiert wurden, zuerst persönlich, dann abstrakt und letztlich anhand einer ungewöhnlichen Zwischenfigur beschrieben werden: Seine methodologischen Konditionen eines herrschaftsfreien, undogmatischen, reflexiven und doch nicht rein perspektivischen Schreibens werden überraschend anhand der historischen Figur des Erasmus von Rotterdam geschildert, die, als eine schillernde Summe der Überlieferung, auf textueller Ebene all jene Ideale buchstäblich verkörpert.³¹ Die allgemeine Direktive seines Textes wird dadurch nicht einfach nur bebildert, sondern auf durchdachte Weise rhetorisiert: Indem die fragwürdig gewordene Perspektive selbst als eine textuelle Größe thematisiert wird, die sich in einen Überlieferungszusammenhang einschreibt, erscheint sie hier in einer Artikulationsform, die nicht nur verdeutlicht, was ihm vorschwebt, sondern als

²⁷ Beispielsweise auf S. 233: „Was in dieser Hinsicht wirklich zählt, ist der Grad, in dem ein Historiker imstande ist, sein Ich im Umgang mit den gegebenen Daten auszulöschen“, darüber hinaus vor allem auf den Seiten 93–98.

²⁸ Vgl. Geschichte, S. 95–96.

²⁹ Ebd., S. 11, meine Hervorhebung.

³⁰ Vgl. ebd., S. 99.

³¹ Geschichte, S. 16, History, S. 9.

Darstellungsmodus selbst den Anforderungen genügt, die sie formuliert. In anderen Worten: Kracauer findet nicht nur eine treffende Darstellungsmöglichkeit seiner methodischen Ausrichtung, sondern setzt diese sogleich um, indem er eine aus der Mode gekommene rhetorische Konstellation rehabilitiert. Die Sphäre der Rhetorik, seit Nietzsche ein verunsicherndes wie präformierendes Fundament artikulierter Erkenntnis, wird hier zur geeigneten Zwischenschicht einer Darstellung, die Kracauer als Ambiguität zwischen Subjektivität und Abstraktion anzusiedeln versucht.

Es ist dabei kein Zufall, dass Kracauer gerade die *Figuration* (oder *Typologie*) für seine Zwecke heranzieht. Typologische Interpretation kann als ein Verfahren beschrieben werden, das, ähnlich wie metaphorische oder allegorische Schriftauslegungen, von der Überdeterminiertheit des zu Deutenden ausgeht und dieses im Verhältnis der Ähnlichkeit erschließt. Im Rahmen der christlichen Bibelexegese wurden so Verbindungslinien zwischen Gestalten des Alten und des Neuen Testaments gezogen, wobei realgeschichtliche Charaktere als proleptische Versionen, eben als Typus, eines späteren Geschehnisses (*Antitypus*) interpretiert wurden. Der Überschuss an Bedeutung zeichnet sich insofern ab, als ein Ungleichgewicht zwischen der als Typus fungierenden Person und ihrer historischen bzw. heilsgeschichtlichen Auslegung bestehen bleibt – die Komplexität der Figuration geht wesentlich in die rhetorische Figur ein.³² In diesem Sinn findet Erasmus seinen Weg in Kracaers Methodologie:

„The figure of Erasmus, who lived among the antagonists of such an era without belonging to them, illustrates most of what has been said just now in so striking a manner that I cannot resist the temptation to insert a few remarks about him.“³³

Erasmus wird zum Paradigma einer abwägenden Position inmitten eines antagonistischen Zeit- und Faktengefüges, dessen kaum fixierbare Reflektiertheit hier zu einem instruktiven Vorbild konstellierte wird, anstatt einen Kriterienkatalog zu konstruieren. Der Ausdruck „figure“, den Kracauer verwendet, verweist dabei auf die lateinische Bezeichnung, die Erich Auerbach zuvor prominent thematisiert hatte.³⁴ Auerbach wies auf die besondere Dynamik hin, die sich in der figuralen Bezugnahme ausdrückt: „[...] jedenfalls drückt sich in dieser besonderen Bildung des Wortes etwas Lebend-Bewegtes, Unvollendetes und Spielendes aus.“³⁵ Dieser Unterschied ist nicht nur eine etymologisch relevante Abweichung, sondern verweist auf die „volle Innergeschichtlichkeit eines bestimmten Vorgangs“,³⁶ dessen erfüllte

³² „Auch die Typen sind eine prophetische Vorverkündigung des Kommenden, jedoch *in factis*, nicht *in dictis*. Der Typus und der Antitypus sind etwas Geschichtliches, Typologie ist Deutung von Geschichtlichem, und ist damit auch Gegenstand des Historikers.“ (Friedrich Ohly, Typologie als Denkform der Geschichtsbeachtung, in: Volker Bohn (Hg.): Typologie. Internationale Beiträge zur Poetik. Frankfurt am Main 1988, S. 22–63, hier 28–29.)

³³ Geschichte, S. 16; History, S. 9. In der deutschen Übersetzung fiel der Ausdruck „figure“ der „Gestalt“ zum Opfer, die die Spur zu Auerbach verwischt.

³⁴ Erich Auerbach, *Figura* [zuerst erschienen 1938], in: Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie, Bern/München 1967, S. 55–92.

³⁵ Ebd., S. 55.

³⁶ Ebd., S. 78.

Realität als schillernde Figuration nur noch indirekt in den Überlieferungszusammenhang eingeht. Dadurch verdeutlicht auch die rhetorische Konstellation nochmals, was Kracauer als eigene Zielvorstellung formuliert hatte, insofern sich in der Figuration abzeichnet, dass zwischen den möglichen Überlieferungen, der vermeintlichen Abstraktion von geschichtlichen Ereignissen und ihrer „Bedeutsamkeit“ für die Gegenwart ein unerschöpfliches Verhältnis bestehen bleibt.³⁷ Die von Kracauer anvisierte Ambiguität der Wahrheit wird somit hinsichtlich ihrer Bewahrbarkeit thematisch, da die Typologie auf den unabschließbaren Prozess ihrer interpretatorischen Offenhaltung als rhetorische Sinnkonstruktion hinweist.³⁸

Diese mehrbödige Interpretationsfigur wirkt ebenso auf Kracaueers eigenen Text zurück, da Erasmus auch dort zur Chiffre dafür wird, dass die vermeintlich auktoriale Sprechposition in einem ähnlich strukturierten Verhältnis zu denken ist. Auch das biografische Ich Kracaueers, das scheinbar in den Text einführt, bleibt von der Dynamik und Wandlungsfähigkeit der Figur nicht unbeeinflusst, da es nun nicht mehr als unverbrüchliches Fundament einer neutralen Schreibposition gelten kann.³⁹ Stattdessen erscheint es – im Widerspiel mit der rhetorischen Konstellation – selbst als Bestandteil des Textes, mithin als ein artikulierter, sprachlich organisierter, aber auch als ein organisierender Fokus, der wiederum Teil einer Überlieferungsgeschichte wird. Was für den Raum der Geschichte und die Vorgehensweise der Historiker_innen gilt, wendet sich so auch auf Kracaueers Metaperspektive zurück, die nur von einer solcherart geschwächten, also durch den geschichtlichen Prozess der Konstitution von Bedeutsamkeit eingeholten Position formuliert wird. Diese Subjektivität teilt mit ihrem rhetorischem Widerpart vor allem die Dynamik einer konstellierenden Assoziation, die beständig darauf zurückverweist, dass ihr ein bestimmtes Maß an Komplexität entgeht. Subjektivität wird damit nicht mehr zur erfahrungsgesättigten Grundlage der Bedeutung, sondern zu einer Mittlerposition innerhalb des Textes, die nur als solche verallgemeinert werden kann – als unaufgelöste Schwebelage einer arrangierenden ‚Figur‘. So wie der archimedische Punkt eine Fiktion bleibt, stellt auch das Ich nur einen problematischen Knotenpunkt der Bedeutungsgenese dar.

Bemerkenswert ist dabei nicht nur, dass Kracauer die Sphäre der Rhetorik dazu verwendet, eine „offene“ Methodologie im Zwischenbereich von reiner Perspektivität und Abstraktion zu formulieren. Darüber hinaus kann seine Verwendung der Figuration als eine Initiative gelesen werden, die bewusst dekontextualisiert wurde. Da diese Form der Deutung in der christlichen Tradition auf ein teleologisches Geschichtsbild angewiesen ist, das

³⁷ Vgl. Volker Bohn, Einleitung, in: Ders (Hg.): Typologie. Internationale Beiträge zur Poetik. Frankfurt am Main 1988, S. 7–21, hier S. 16: „Die typologische Interpretation von Geschichte vollzieht sich und weiß sich selbst als Form des ‚In-der-Geschichte-seins‘. Das markiert einerseits ihren Abstand zu jedem Vergangenheitsbezug, der auf ‚theoretische‘ Kenntnisaufnahme beschränkt ist, und andererseits ihre Nähe zu dem, was der Begriff ‚Geschichtlichkeit‘ zu fassen sucht: daß Geschichte kein bloßer Objektbereich ist, sondern einen Existenzsinn hat, den es auch auf wissenschaftlichem Niveau methodisch zu wahren gilt.“

³⁸ Vgl. ebd., S. 10.

³⁹ Volker Bohn weist sinngemäß darauf hin, „daß sich die Herausforderungen des typologischen Denkens zumeist im Zusammenhang eines historischen Bewußtseins stellen, in dessen Zentrum sich ein extrem zwiespältiges Subjektbewußtsein artikuliert, wobei Selbstzurücknahme und Selbstbehauptung eine stringente Verbindung eingehen.“ (Ebd.)

es ermöglicht, Einzelereignisse als Signa einer latenten, doch zielgerichteten Entwicklung zu deuten, kann Kracausers säkularisierte Version auch als Hinweis darauf verstanden werden, auf welche Metanarrative verzichtet werden muss. Was im Rahmen seiner Geschichtstheorie ausdrücklich verneint wird, lässt sich so auch seiner ‚rehabilitierten‘ Figuration ablesen, die nicht mehr auf eine homogene Geschichtsvorstellung – und noch weniger auf ein Eschaton – angewiesen ist. Zudem werden mit der Problematisierung von Darstellungspraktiken auch Zweifel an kausalen Sinnbeziehungen im historischen Verlauf wie auch hinsichtlich der ‚Erfahrung‘ laut, die ja auch ein unverzichtbarer Grund der essayistischen Perspektivik sein sollte. Als enttäuschte Bezugnahmen bleiben sie im figurierten, methodologischen „Ich“ erhalten, das vor allem eine erweiterte Problemkonstellation abbildet. Als solche, als Konzept einer Sprechposition, die entscheidende Grundzüge ihrer eigenen Zweifelhaftigkeit einmahnt, kann Kracausers Figur auch als produktiver Impuls für die Frage einer „essayistischen Methodik“ gewertet werden: als Bündel jener dubiosen Facetten des Ich, das zwar unhintergebar im Text wirkt, sich aber selbst vor allem ein abgründiger Ausgangspunkt bleibt.